

Letzte Satisfaktion.

Stimme von Käthe Selmar.

Letzte Gürtlich klappte ihr Kollegienheft zu und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Als sie beim Waschtisch vorbeikam, drehte sie den Hahn vom kalten Wasser auf und hielt die Stien darunter.

Diese verwünschte Hitze im Zimmer! Natürlich war wieder die Heizung seit früh auf warm gestellt, obgleich die Wirtin nun endlich mal wissen könnte, daß es unmöglich war, in einem überheizten Zimmer zu arbeiten.

Draußen schien die Winter Sonne klar auf die weiße Straße. Letzte öffnete die Fenster. Unschlüssig blickte sie auf die Uhr. Eigentlich war's noch zu früh, um Feuerabend zu machen. Aber das Arbeiten ging doch nicht recht vorwärts heute. Und morgen würde sie ja nachholen...

Sie nahm ihre Peljade aus dem Schrank, setzte die Pelzmütze auf, die ihr lodiges blondes Haar ganz bedeckte, hing die Schlittschuhe über den Arm und ging durch das alle Tor hinaus an den Oberbach, auf dem es von Schlittschuhläufern wimmelte.

Rasch hatte sie angeschaut, und je länger sie lief, desto wohler wurde ihr.

Da — ein Knack — sie fühlte, wie jemand sich an ihre festhielt — ein paar unfreiwillige Verbeugungen — dann blies sie sich um.

„Ach, Sie sind's, Herr Doktor!“ rief sie nicht sehr entgegenkommend.

„Tawohl, gnädiges Fräulein. In hatte den Durchmesser Ihres Kreises um ein paar Grad zu wenig eingeschätzt, daher der Zusammenstoß.“

„Sie sind schon lange hier auf dem Oberbach?“

„Ich beobachtete Sie schon eine halbe Stunde, ehe es mir gelang, Ihren Weg so zu kreuzen, daß Sie Notiz von mir nehmen mußten. Aber wenn Sie mir gütigst die Hand reichen wollen, könnten wir ganz friedlich nebeneinander herlaufen, und ich brauchte keine mathematischen Berechnungen mehr zu machen, damit Unstimmigkeiten zwischen uns vermieden würden.“

„Ich wollte sehr fleißig sein heute und ein gutes Stück weiterkommen zu meinem Oberlehrerinnenzamen, aber der Kopf bummelte mir, und da vertriebe ich seit zwei Stunden meine Zeit hier, lachte sie und tat so, als ob ihr der Doppelsinn seiner Worte entgangen wäre.“

„Was Ihnen famos bekommt!“ Doktor Bendler blickte verwundert in ihr gerötetes Gesicht mit den großen Augen, von denen er behauptete, daß sie je nach der Stimmung grau, grün oder blau sein konnten.

„Heute sind Sie blau und vergnügt, Ihre Augen, und Sie sehen so gesund aus, als ob Sie niemals Kollegien über Stirner und Nietzsche gehört hätten.“

„Und in welchem Winkel steht meine Nase zur Stirn, Sie mathematischer Kubitoberlehrer? Und welchen Durchmesser hat mein Mund, wenn ich gähne?“

„Mich würde es mehr interessieren, ihn beim Küssen...“

„Erlauben Sie mal!“

„Was denn? Wir sprechen ganz wissenschaftlich!“ versicherte Doktor Bendler. Aber als er sah, daß sie schmolte, lenkte er gleich ein. „Medizin, — Sie haben mir noch immer nicht gesagt, ob Sie morgen die Schlittensfahrt von unserem Verein mitmachen wollen. Sie sind doch dabei? Um 3 1/2 Uhr ist Rendezvous. Vor dem Schloßgarten halten die Schlitten.“

„Ach, das hatte ich ganz vergessen. Morgen... nein, unmöglich!“

„Warum denn unmöglich?“

„Weil ich heute schon gebummelt habe. Noch einen Nachmittag kann ich nicht opfern.“

„Ach was, ich hätte auch zu tun. Ich sage einfach die Nachmittagsstunden ab, die ich morgen Nachmittag geben möchte. Die Jungens werden sicher lieber rodeln, als in der Stube hocken.“

„Sehr pädagogisch!“

„Außerdem könnte ich den Nachmittag mit Ihnen philosophieren. Ich verspreche Ihnen, auf Verlangen so viel zu zitieren, daß Ihnen die Ohren drümen. Dann haben Sie das angenehme Gefühl, nichts zu versäumen, und mir ist auch...“

„Sie gehen dabei nur von der falschen Annahme aus, daß ich beim Ausflug gerade in Ihrem Schlittensitzen werde. Wenn ich aber die Partie überhaupt noch mitmache, fahre ich mit Die Christensen; wir haben's schon verabredet.“

„So... Oh... Immerfort steht man Sie mit dem Schweden. Was finden Sie nur an ihm?“

„Romische Frage: wir studieren zusammen und leben beide vor dem Gramen“, antwortete sie kühl.

Ganz beleidigt hatte er ausgesehen, wie sie von ihrer Verabredung mit Die Christensen gesprochen.

Sie schnalzte die Schlittschuhe ab und ging langsam nach Hause. Die Sonne war verschwunden. Elektrische Bogenlampen, vom Wind schwach bewegt, warfen ihr gelbes Licht auf die Bahn. Drüben, am Ufer des Teiches, bewegten sich die Menschen wie kleine schwarze Schatten; die Bäume mit ihrem Geäst bildeten oben ein Gitter, durch das der mattgrüne Himmel schimmerte.

Natürlich hatte die Wirtin wieder das Fenster geschlossen, und das Zimmer war heiß und unbefuglich. Es war unmöglich, jetzt mit Aufmerksamkeit zu lesen. Letzte war verstimmt und mußte nicht recht warum. Die Tränen liefen ihr über's Gesicht; weinend schlief sie ein.

Am nächsten Morgen wachte sie in der schlechtesten Stimmung auf. Die Wirtin hatte den Kaffee nicht zur Zeit fertig gemacht und bekam die Rindigung zum nächsten Morgen.

Letzte nahm ihre Bücher unter den Arm. Auf dem Wege zur Bibliothek traf sie Die Christensen. Er sah blaß und überarbeitet aus. Noch war er ihr so fide erschienen mit seinem silberblonden Haar und den massenhaften Augen.

„Hören Sie, Frötschen“, sagte er, „es geht nicht, daß ich heute mittomme zu dem Ausflug. Mein Repetitor will den ganzen Nachmittag mit mir ochen. Machen Sie die Schlittensfahrt mit?“

„Nein, ich arbeite auch“, sagte sie kurz.

Als sie nach Hause ging, knirschte der Schnee unter ihren Füßen. Die Luft war klar und herbe. Wenn sie in ein paar Stunden mit dem Arbeiten begann, war's noch früh genug... Erst mal ein kleiner Spaziergang zur Aufweckung.

Sie legte die Bücher auf den Tisch, zog ihre weiße Jacke an, stülpte die Haarschmütze auf das Haar und ging fort.

Untenweg sah sie wundervolle Äpfel in einem Schaufenster; sie kaufte welche und eine Tüte geröstete Maronen und begann gleich auf der Straße davon zu naschen.

Jetzt war's halb vier Uhr. Der Schloßgarten war nicht weit... sie wollte doch mal sehen, ob viele den Ausflug mitmachten. Wer weiß, ob genügend Beteiligung war!

Aber La hörte sie schon Schlittengeläut und lustige Stimmen. Ein paar Kolleginnen mit ihrem Bekannten standen dort und winkten ihr zu. Und natürlich Doktor Bendler mitten unter ihnen.

„Da bringt Fräulein Gürtlich schwebelichten Punsch für Christensen mit“, neckte er, „damit er unterwegs auftaut!“

„Christensen fährt nicht mit, und ich muß auch nach Hause; ich kam bloß mal...“

„Ich auch, wir alle kamen bloß sehen, ob wirklich die bestellten Schlitten vorgefahren sind. Jeder von uns hat nämlich eigentlich was anderes vor. Ein paar Kolleginnen aus meiner Schule sind auch dabei. Also, in welchem Schlitten halten wir unsere philosophischen Gespräche, da wir doch nun einmal hier sind? Ich bin für den letzten, Sie auch?“

Ehe Letzte sich noch die Antwort überlegte, half er ihr einsteigen und setzte sich neben sie.

Es dauerte nicht lange, da fuhr die ganze Reihe von Schlitten zur Stadt hinaus. Kleine rosa Wolken standen an dem weißblauen Himmel. Rechts und links von der Chauffee schneebedeckte Bäume, und nichts zu hören als das lustige Schellengeläute.

„Glattes Eis, ein Paradies für den, der gut zu langen weiß... zitierte Doktor Bendler. „Nun, aus welchem Band Nietzsche ist das?“

Letzte schwieg. Es war so zauberhaft schön hier draußen, daß man Angst hatte, durch ein Wort das Märchen zu zerstören. Immer weiter in die blaue Dämmerung...

An der Försterstraße wurde halt gemacht. Die Gesellschaft stieg aus. Bendler hatte eine Flasche Rotwein in der Manteltasche, ein anderer brachte Rum mit; ein paar Damen packten Äpfel aus, und Letzte spendierte ihre Äpfel und Maronen.

„Punsch muß gebraut werden“, rief einer der Herren. „Bendler ist Spezialist für Punsch. In die Küche mit ihm!“

Der Oberlehrer war gern bereit dazu. „Wenn Sie mir helfen wollen, Fräulein Letzte.“ Er nahm Rotwein, Rum, Äpfel; Tee wurde bei der Försterstraße bestellt. Dann ließ er sich zeigen, wo der Zucker kam, komplimentierte die Frau hinaus und blieb mit Letzte allein in der Küche.

„So“, erklärte er, „den Tee nehmen wir zum Punsch, das ist für das Aroma notwendig. Nun muß der Wein warm werden. Reichen Sie mir den Teetopf, und hier von den Äpfeln brauche ich den Saft.“

Letzte beobachtete den Doktor, und amüsierte sich über seinen Eifer.

„Sie brauchen mich gar nicht auszuladen“, sagte er, über den Topf mit dem Wein gebeugt. „So ein Punsch hat schon manchem Menschen besser gethan, als die ganze Kathedrale über Philosophie. Deshalb freue ich mich, daß ich Sie als meine

zukünftige Kollegin in das Geheimnis der Zubereitung einweihen kann.“

„Sie sind rührend gütig zu mir.“ Er achtete auf ihre Ironie gar nicht. „In einem der Schränke dort wird sich wohl eine Saftpresse finden. Bitte, drücken Sie die Früchte aus!“

Doktor Bendler reichte ihr die Apfeifiner und stellte sich wieder an den Herd. „Nun sagen Sie mal, warum Sie gestern auf der Eisbahn so ungemütlich wurden. Bloß weil ich von dem Durchmesser Ihres Mundes beim Küssen sprach? Diese Berechnung war doch für mich sehr nahelegend. Frauen sehen immer das Nächste zuletzt. Sehen Sie, mit Ihrem Oberlehrerinnenzamen steht's genau so.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn Sie meinen Rat hören, werden Sie ganz einfach statt Fräulein Oberlehrerin lieber Frau Oberlehrer. Das erspart Ihnen viel Arbeit, und wenn Sie mir vertrauen...“

Letzte schnitt die Früchte durch. „Wissen Sie, was ich am liebsten hätte?“

„Ach — und ich erst“, seufzte der Doktor und sah sie zärtlich an.

„Ihnen sämtliche Apfeifiner an den Kopf werfen!“ rief sie wütend. „Was Ihnen aber sehr gleichgültig wäre.“

„Immerhin, dem Punsch wäre es nicht zuträglich.“

Seine Ruhe brachte sie ganz außer Fassung. Sie biß sich auf die Lippen vor Ärger.

„Geben Sie mir noch etwas Zucker. Ober nein, kosten Sie erst.“ Er reichte ihr in einer Tasse etwas Punsch. Letzte nippte. „Nun, wie ist er?“

„Abscheulich!“ rief sie und sah ihn gefäßig an.

„Natürlich, das dachte ich mir. Es fehlt noch Zucker. Wir müssen ihn abkochen. Das gibt einen guten Geschmack.“

Letzte zog die Augenbrauen in die Höhe. Mit diesem Menschen war überhaupt nicht fertig zu werden. Das beste war, sie zu schwieg.

„Wollen Sie mir, bitte, den Zucker reichen“, wiederholte er, „da oben scheint welcher zu stehen.“

Sie griff nach der Zuckerdose. Als sie öffnete, sprang ein Maus an ihr vorbei. Letzte schrie gelend auf.

Die Rückkehr wurde ausgerufen. Ein paar Güte und die Försterfrau kamen herein. „Was ist denn passiert?“ riefen sie, als sie Letzte in Doktor Bendlers Armen fanden.

„Reichen Sie mir ein Glas Wasser!“ bat der Oberlehrer. „Schnell, sie ist ohnmächtig.“ Aber schon bei seinen Worten kam Letzte wieder zu sich. Sie sah ein vielgeständes Lächeln auf den Gesichtern der anderen; man nicht ihr verständnisvoll zu.

Jetzt wurde ihr bewußt, daß der Oberlehrer sie noch immer in seinen Armen hielt. Blühschnell wand sie sich los und dankte ihrem Helfer mit einer schallenden Ohrfeige.

„Auf eine Ohrfeige gehört ein Kuß!“ behauptete Bendler, ohne seine Ruhe zu verlieren.

Aber Letzte drehte sich um und verließ die Küche.

Der brennende Punsch wurde hergebracht und von der ausgelassenen Gesellschaft mit lautem Hurrah begrüßt. — Nur Letzte blieb schweigend.

Plötzlich stand Doktor Bendler vor ihr. „Sie sind mir Satisfaktion schuldig“, sagte er leise.

Letzte schlug langsam die Augen zu ihm auf. Er blickte sie ernsthaft an, wirklich gar nicht mehr so zuversichtlich wie sonst.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich war unhöflich“, stammelte sie. „Aber die Genugtuung, auf der ich bestehe...“

„Ich soll wohl versprechen, daß ich's nie wieder tun werde?“

„Erlauben Sie, Fräulein Letzte, mit so ein paar Worten ist die Sache nicht abgetan. Sie werden sich doch vor einer Satisfaktion nicht fürchten?“

Der Nachtwandler.

Von Gunnar Hjurmann.

Die fröhliche, kameradschaftliche Unterhaltung im Kasino verstimmt sofort, als die Abendpost aus London gebracht wurde. Jeder der Offiziere öffnete seine Briefe oder entfaltete seine Zeitung, und eine Zeitlang hörte man nichts als Papiertistern oder das Schmauchen aus einer Pfeife.

Plötzlich rief Hauptmann Mardbyce hinter seinem unförmlich großen „Telegraph“ aus: „Nein, was sehe ich, ist es möglich; Warton ist gestorben — und auf welche merkwürdige Art!“

„Was, Warton ist tot?“ schallte es von allen Seiten.

„Ja, hier steht es: „Unglücksfall oder Selbstmord?“

Major Richard Warton unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen!

Ein Todesfall, der besonders in militärischen Kreisen tiefen Eindruck machen wird, ereignete sich gestern abend in Bransburg. Richard Warton, Major im dritten esserschen Linienregiment, verunglückte plötzlich unter recht merkwürdigen Umständen, die leider die Möglichkeit eines Selbstmordes nicht ausschließen.

Gegen zehn Uhr abends sah ein Arbeiter, der die Flußbrücke passierte, einen elegant gekleideten Herrn auf dem steinernen Brückengeländer gehen. Er war nicht wenig betroffen, als er in dem Herrn Major Warton erkannte, der völlig ruhig und sicher auf der schmalen Barriere promenierte.

In dem Moment, als er sich dem Major nähern wollte, um ihn zu warnen, trat dieser einen Schritt vor und verschwand in der Tiefe. Der Arbeiter eilte hinzu und konnte gerade noch sehen, wie der Unglückliche vom Strudel des Wasserfalls unter der hohen Brücke verschlungen wurde.

Er kann nicht wieder an die Oberfläche, erst nach langem Suchen fand man die Leiche an einem Pfahlwerk unterhalb des Wasserfalls. — Es läßt sich kaum annehmen, daß ein Unglücksfall vorliegt, denn das Geländer ist durchaus nicht für Promenaden berechnet. Andererseits liegen zur Annahme eines Selbstmordes nicht genügend Gründe vor, da Major Warton sich in jeder Beziehung in den besten Verhältnissen befand und niemals lebensüberdrüssig erschienen...“

Einige Minuten bedrückten Schweigens wurden von Hauptmann Merton unterbrochen.

„Warton hat keinen Selbstmord begangen“, sagte er. „Das war einfach nur ein ganz eigenartiger Unglücksfall.“

Aber Blide richteten sich fragen auf Merton. Nach einigem Zögern begann er:

„Wenn ich seine Geschichte erzähle, so weiß ich, daß sie die Achtung vor Wartons Mut und Tapferkeit bei keinem Anwesenden herabmindern kann. Es war die erste Unternehmung, die seinen Namen bekannt gemacht hat, und wegen der er von seinen Soldaten als etwas Uebernatürliches betrachtet wurde. Und im Matabeland wird die Erinnerung daran sicher noch lange fortleben.“

„Der goldene Regenschirm!“ tönte es aus zehn Reihen zugleich. — „Ja, auf das Ereignis mit dem goldenen Regenschirm habe ich es abgesehen“, befügte Merton.

Im letzten Abschnitt des Matabelkrieges drohte, wie Sie wissen, das Kriegsglück sich von uns zu wenden. Einem der großen, feindlichen Truppentörper gelang es, sich um den Fuß von Bulaguwoyo zu verschanzen. Es war äußerst schwierig, auf dem Terrain vorzudringen, und der Weg zur Hauptstadt schien uns hoffnungslos versperrt. Die Felswände erhoben sich lotrecht und glatt wie eine Mauer, und hoch oben hatte der berühmte Häuptling In-naji sein Lager aufgeschlagen. Auf einer Bergspitze, die sich über die anderen erhob und sich wie ein Zuckerkübel abstrahlte, hatte er den berühmten goldenen Staatsregenschirm aufspannen lassen, das Symbol der Reichsmacht und Unüberwindlichkeit. Wie sie es fertiggebracht hatten, ihn dort hinaufzuschaffen, war uns ein Rätsel, denn sowohl wir durch unsere Ferngläser sehen konnten, war die Bergspitze glatt wie Glas. In der Sonne blinnte und glitzerte der verdammte Regenschirm herausfordernd, doch alle Versuche, ihn herabzuholen, mißglückten infolge der Entfernungen.

Warton war damals Oberleutnant und außer mir der einzige Offizier und Befehlshaber der lächerlich kleinen Truppe, die gegen In-najis Position vorgeschoben worden war. Er befand sich in miserabler Stimmung wegen der Unfähigkeit, zu der wir verurteilt waren, und die wohl noch ein paar Wochen andauern konnte, ehe die Verhärzung uns erreichte. Wir hatten ein Ziel für uns, aber das Verlangen des Befehlshabers war mächtig. Meine Versuche, ihn aufzuklären, hatten keinen Erfolg, er war mürrisch und unfreundlich und schien intensiv über etwas zu grübeln. Ich bemerkte auch, daß er unruhig schlief. Einmal stand er in den Nächten lautlos auf, nahm

nur einen Mantel um und ging hin- und, und erst nach Stunden wieder zurückzukehren und sich ebenso still zu Bett zu legen.

„Einem unserer Setzeanten, ein prächtiger Kerl, sagte eines Morgens zu mir:“

„Mit Leutnant Warton scheint etwas nicht in Ordnung zu sein. Verzeihen Sie, wenn ich das sage. Aber er streift nachts außerhalb des Lagers umher und scheint weder etwas zu sehen noch zu hören. Er dürfte sich nicht so weit hinauswagen, denn den Schwarzen kann man wahrlich nicht trauen. Er ist so vollständig in Gedanken versunken, daß er keinen Gruß erwidert, obwohl er doch sonst so höflich und freundlich ist.“

Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte. Doch ich war selbst besorgt um Warton, denn ich hegte bereits damals große Beunruhigung für ihn, obgleich ich ihn noch nicht sehr lange kannte. Bei aller Kameradschaft hielt er streng auf Disziplin und konnte leicht aufbraunen. Deshalb wagte ich nicht, ihm etwas zu sagen.

Eines Abends jedoch sagte Warton plötzlich:

„Merton, es geht nicht länger mit der Unfähigkeit. Wir müssen beginnen. Ich habe einen Plan, der zwar ein wenig riskant ist, aber vielleicht glückt er uns. Nimm zehn der zuverlässigsten Leute, und sage ihnen, daß sie sich um elf Uhr abends bereithalten sollen. Wir wollen einen Retagnosierungsritt tun, und du kommst auch mit. Instruiere sie genau, sage ihnen, daß Schweigen ihre vornehmste Pflicht sei. Die Fulse der Pferde müssen sie mit Zeltleinwand umwickeln, und sie müssen unbedingt verbieten, daß die Tiere weihen. Wenn sie hierzu Neigung zeigen, muß man ihnen sofort die Nüstern reiben. Ich lege mich jetzt zu Bett. Wende mich ein paar Minuten vor elf.“

Ich führte seine Befehle aus. Kurz vor elf stand alles zu dem nächsten Ritt bereit. Gerade, als ich hineingehen wollte, um Warton zu wecken, kam er mir entgegen. Er trug seine Reithose, sondern hatte nur einen leichten Mantel umgehängt; da die Nacht jedoch recht warm war, dachte ich nicht weiter darüber nach.

Er sprach kein Wort und stieg zu Pferde. Ich folgte seinem Beispiel und nach mir der kleine Trupp. Warton ritt an der Spitze, stumm wie ein Fißch, und lautlos wie Schatten trabten wir hinter ihm her. Der Mond stand im ersten Viertel und leuchtete schwach.

Nach einer halben Stunde erhob Warton den Arm, ein Zeichen, daß wir stehen bleiben sollten. Wir befanden uns nun völlig auf dem Gebiete der Matabeler und konnten die schwarzen Arreger am Lagerfeuer deutlich unterscheiden.

Warton warf den Mantel ab und stieg vom Pferd. Einer der Leute ritt heran, um es zu halten. Immer noch still, ging er zu den Felsen, legte sich auf die Erde und begann zu kriechen. — Wir wußten nicht, was er eigentlich beabsichtigte, wagten aber nichts zu tun, da er uns ja strengstes Schweigen auferlegt hatte. Er selbst schien nach einem vorher überlegten Plan zu handeln, und das geringste Abweichen unsererseits von seinen Instruktionen konnte schicksalsschwer werden.

Wir sahen ihn immer weiter kriechen und fürchteten jeden Augenblick seine Entdeckung. Mit wunderbarer Sicherheit wich er jedoch den gefährlichen Stellen aus. Wie eine Schlange glitt er vorwärts. An der schattigen Felswand entzündend er unseren Blicken. Indessen, plötzlich sahen wir ihn von neuem, jedoch nicht mehr auf der Erde, sondern an der Felswand. Was beabsichtigte er mit diesem wahnwitzigen Unternehmen?

Zurweilen blieb er einen Augenblick stehen und schaute vorsichtig an der glatten Wand. Dann stieg er weiter. Und mit welcher Todesverachtung! Er hätte jeden Moment entdekt werden können, und dann wäre sein Schicksal besiegelt gewesen. Doch daran schien Warton nicht zu denken; er kletterte immer höher und benutzte mit Meisterhaftigkeit jeden kleinen Vorsprung, jeden kleinen Strauch in den spärlichen Klüften.

Nun stand er auf dem Plateau, dicht neben der tonischen Spitze des Berges, auf der sich der goldene Staatsregenschirm befand. Er schien eine Weile zu zaudern. Dann begann er blitzschnell den Regal emporzuklimmen! Endlich begriffen wir seinen Plan: Es galt, den goldenen Regenschirm zu räumen, der im Mondschein so maassich, fast übernatürlich glänzte! Und plötzlich hatten wir alle den gleichen schredlichen Gedanken: Warton ist gestürzt! Denn nur ein Wahnsinniger konnte es für möglich halten, diesen Vorhaben auszuführen. Die Matabeler mußten den Schirm mit Hilfe von Gerüsten aufgestellt haben, und die Regel von der anderen Seite erreicht haben, die vielleicht nicht so glatt und blank war wie die uns zugewandte, wie wollte er mit dem Schirm herunterklettern?

Aber Schritt für Schritt zog er sich zur Spitze hinan, und mit einem letzten Griff lockte er den

Schirm, klappte ihn zusammen, stieg geflickig wie eine Kugel ein Stückchen herab und ließ ihn an der Regelwand entfangen. Der Schirm fiel auf das Plateau, in dessen das Geräusch war so unbedeutend, daß die Wilden nichts davon merkten.

Nun war Warton wieder auf dem Plateau. Er hob den Schirm auf und besetzte ihn mit der Schärpe an seinem Rücken. Dann kletterte er bergab. Und trotz der bedeutenden Last schien es leichter zu gehen als hinauf, binnen zehn Minuten stand er wieder auf der Erde. Er band den Schirm los, nahm ihn in die Hand und trug ebenso vorsichtig wie vorher zu uns zurück. Dann reichte er mir den Schirm, ließ sich von mir den Mantel umhängen und bestieg wieder sein Pferd.

Vor unfecem Zeit glitt er vom Pferd und ging hinein. Welch merkwürdiges Gebaren! In unbefriedigter Erregung fühlten wir unseren Argwohn bestätigt: Warton ist verrückt.

Ich begab mich nach kurzer Frist zu ihm ins Zelt hinein, fand jedoch zu meinem Erstaunen Warton im festen Schlaf.

Von fürchtbarer Angst getrieben, hobte ich ihn am Arm und rüttelte ihn.

„Warton, Warton, wach auf,“ schrie ich.

Er rieb sich die Augen, erhob sich und betrachtete mich mit unruhigen, verwunderlichen Blicken.

„Was gibts? Sind die Matabeler über uns?“ fragte er.

„D nein. Aber du benimmst dich so merkwürdig, daß es mich beunruhigt.“

„Ach, verzeih ich verstehe, es ist elf Uhr. Ich war so verflochten, daß ich unsere Retagnosierung völlig vergessen habe. Seid ihr fertig?“

„Was meinst du? Du bist noch immer verflochten. Aber du hast dich als Held gezeigt. Ich bewundere deine Tat. Der goldene Regenschirm...“

„Was ist damit?“ brach er heftig los.

„Hier ist er“, sagte ich und zeigte ihm das merkwürdige, kunstvolle Ding, dessen Goldbrokat tief in dem matten Licht unserer Lampe prächtig leuchtete.“

Warton starrte den Schirm an wie verzaubert. Dann sprang er aus dem Bett.

„Wie ist der Schirm hierher gekommen? flüsterte er und griff sich an den Kopf.“

„Weißt du nicht mehr, daß du selbst ihn soeben geholt hast? Daß du wie ein Akrobat die steile Felswand hinaufgeklettert bist? Mein Gott, hast du denn das alles vergessen?“

„Ich beobachtete ihn scharf. Er sank auf einen Stuhl und schwieg. Nach einer Weile sagte er:“

„Merton, verpflück mir, solange ich lebe, nie über das zu sprechen, was ich dir jetzt sagen werde. Was ich getan haben soll — das habe ich im Schlaf getan. Wie eine ganz dunkle Erinnerung an einen Traum erwacht es nun in mir. Schon als Kind wandelte ich im Schlaf und wurde oft wie durch ein Wunder vom Tode errettet. Doch so etwas, wie heute, habe ich noch nie erlebt. Du mußt mir versprechen, zu schweigen. Meine Soldaten würden ja das Vertrauen zu meiner Führung verlieren und würden bei der nächsten schwarzen Expedition grollen, ich handle im Schlaf. — Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich über diesen Streich gegrübelt habe, jedoch ihn auszuführen, hätte ich nie für möglich gehalten. Meine Absicht war, heute nacht nur zu spionieren. Doch jetzt weiß das Blatt sich wenden. Ich weiß, mit welchem Überglauben die Wilden an diesem Schirm hängen, und daß er nun auf so geheimnisvolle Weise verschwunden ist, werden sie als ein Wunder betrachten. Du wirst sehen, daß sie morgen das Feld räumen. Doch einmal — versprich mir strenges Stillschweigen darüber zu bewahren, wie diese seltsame Heldentat zustande gekommen ist. Mein Mut hat wahrscheinlich keinen Anteil daran, wie dir jetzt klar sein wird, aber wir würden die guten Folgen der glücklichen Nachterpedition verringern, wenn wir nicht reinen Mund hielten. Jedenfalls sind wir aus unserer verzweifeltsten Situation befreit. Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin!“

Diese Prophezelung traf auf den Punkt ein. Wie erfuhren von den Gefangenen, daß die Matabeler von unerwartetem Schweden und namenloser Angst ergriffen wurden, als sie am nächsten Morgen den goldenen, blinkenden Schirm vernichteten. Das konnte in ihren Augen nur ein Werk des Teufels oder der Götter gewesen sein. In einer Stunde war das Feld geräumt, und der Weg nach Bulaguwoyo lag vor uns offen.

Warton war von jetzt ab wie verwandelt. Seine alte Fröhlichkeit kehrete wieder, und wir wurden gute Freunde. Aber unsere Wege trennten sich bald, und als wir uns nach einigen Jahren wieder begegneten, fragte er mich, daß trotz aller Verschönerungen sich die sonnendurchfluteten Klüfte wiederholt hätten. — Glanzen Sie noch, daß Richard Warton sich das Leben genommen hat?